

Kurs „Philosophische Grundlagen des Abendlandes: Platon und die Rückkehr zu den Ursprüngen der politischen Philosophie“



Zum Einstieg:

Besser leben mit Platon

Jeder möchte glücklich sein
– aber wie geht das?

Von Nina Streeck

NZZ am 12.5.2012



Jeder möchte glücklich sein – aber wie geht das? Für den antiken Philosophen Platon liegt die Antwort auf der Hand: Allein die Philosophie hilft! Denn das Streben nach Wahrheit und Weisheit lässt uns erkennen, was wirklich gut für uns ist. Wir müssen uns nur darauf einlassen.

Philosophie macht glücklich. Wer ein gutes Leben zu führen wünscht, tut mithin gut daran zu philosophieren. Davon ist Platon überzeugt. Er lädt seine Mitmenschen ein, es ihm gleichzutun, und viel bedarf es dafür nicht. Sich zu fragen, wie man leben soll, genügt, um sich mit Platon auf die Philosophie einzulassen. Auch wenn er über den Aufbau des Kosmos spekuliert oder über mathematische Zusammenhänge nachdenkt, schwingt im Hintergrund die Frage nach dem glücklichen Leben mit.

Dass Platon sein philosophisches Wirken so versteht, verdankt er seinem Lehrer Sokrates. Er lernt ihn als junger Mann auf den Straßen Athens kennen. Sokrates ist stadtbekannt. Er zieht durch Athen und verwickelt seine Mitbürger in Gespräche, umgeben von einer Gruppe junger Männer, der sich Platon als etwa 20-Jähriger anschließt. Ihn beeindruckt, wie es seinem Lehrer gelingt, die scheinbar gesicherten Überzeugungen seiner Gesprächspartner als Scheinwissen zu entlarven.

Glücklich leben kann nur, wer weiß, was gut für ihn ist, sagt Sokrates. Damit die eigene Seele keinen Schaden nimmt, muss der Mensch sich auf die Suche nach Wahrheit und Weisheit machen, also philosophieren. Einem seiner Gesprächspartner wirft Sokrates vor: „Schämst du dich nicht, dass du dich zwar darum bemühst, wie du zu möglichst viel Geld, zu Ansehen und Ehre kommst, du dich aber nicht um die Vernunft und die Wahrheit sorgst noch darum kümmerst, dass deine Seele möglichst gut werde?“ Philosophie bedeutet für Sokrates: Sorge um die Seele tragen.

Frömmigkeit – „was ist das eigentlich?“, fragt Sokrates etwa den Priester *Euthyphron*. Als Mann Gottes sollte dieser Auskunft geben können, wie ein gottgefälliges Leben aussieht. Doch der bringt keine befriedigende Antwort hervor, wie hartnäckig sein Gesprächspartner auch nachhaken mag. Sokrates provoziert, aber nicht um der Provokation willen. Mit seinen Fragen möchte er die Athener einladen, die eigene Unwissenheit wahrzunehmen und sich auf den Weg zu wahrer Erkenntnis zu machen. Sein Wirken vergleicht er mit dem seiner Mutter, die Hebamme ist: Er verhilft den Menschen dazu, ihre eigenen Gedanken zu gebären.

Lieber Philosophie als Politik

Obwohl Platon das Schaffen seines Lehrers bewundert, schwebt ihm zunächst eine politische Laufbahn vor. Er stammt aus der Oberschicht, und viele seiner Verwandten sind Politiker. Bei seiner Geburt 428 oder 427 v. Chr. tobt der Peloponnesische Krieg (431–404 v. Chr.). Nachdem die Spartaner den Sieg über Athen errungen haben, setzen sie ein Regime von 30 Männern ein, die eine grausame Tyrannei errichten. Platons Onkel Kritias, der Kopf der dreissig, wünscht, sein Neffe möge ihn in der Politik unterstützen. Doch als dieser mitbekommt, wie die Herrscher mit seinem geliebten Lehrer umgehen, wendet er sich angewidert ab. Sokrates soll den unschuldigen Leon von Salamis nach Athen schaffen, wo man diesen töten will. Er weigert sich – und kommt nur mit dem Leben davon, weil sich die politischen Verhältnisse derweil geändert haben. Die Demokraten haben die Macht übernommen.

Doch auch das neue Regime enttäuscht Platon. Im Jahr 399 wird Sokrates zum Tode verurteilt. Er habe fremde Götter eingeführt und die Jugend verdorben, heisst es. Platon will mit Politik nun nichts mehr zu tun haben. „Die Folge davon war, dass ich, der ich früher so voll Eifer für die Staatsgeschäfte war, beim Hinblick auf diese Zustände und beim Anblick eines gänzlichen Drunter-und-drüber-Gehens der Dinge endlich gleichsam eine Art Schwindel bekam», schreibt er in seinem Lebensrückblick, dem *Siebten Brief*, dessen Echtheit allerdings umstritten ist. Politiker sind offenbar nicht daran interessiert, was für die Polis gut ist, sondern lassen sich allein von ihren Machtgelüsten leiten.

Glücklich, wer tugendhaft lebt

Entschlossen, das Wirken seines Lehrers weiterzuführen, beginnt Platon, schriftlich niederzulegen, worüber Sokrates auf den Märkten und Plätzen debattiert hat. Er schreibt Dialoge, in denen sein Vorbild als Protagonist auftritt. Indem er Zwiegespräche formuliert, bleibt er dem Anliegen Sokrates' treu. Der Leser wird einbezogen und zum Mitdenken aufgefordert. Weil Sokrates selbst nichts Schriftliches hinterlassen hat, lassen sich sokratisches und platonisches Gedankengut nur schwer unterscheiden; im Allgemeinen geht man davon aus, dass Platon in den frühen Dialogen Sokrates zu Wort kommen lässt, während er in den mittleren und späten Dialogen sein eigenes Denken entwickelt. Den Anstoss geben ihm die Gespräche, die er an der Seite seines Lehrers belauscht hat, etwa die Diskussion um das gottgefällige Leben, die Platon im *Euthyphron* festhält. Wenn Sokrates wissen möchte, was es mit der Tugend der Frömmigkeit auf sich hat, verbirgt sich darin die Frage nach dem guten Leben. Denn glücklich ist, meint Sokrates, wer tugendhaft lebt. Was das bedeutet, lässt sich herausfinden, indem einer vernünftigen Überprüfung unterworfen wird, was gemeinhin als tugendhaft gilt.

Euthyphron ist sich sicher: Es ist im Sinne der Götter, dass er seinen Vater des Mordes an einem Tagelöhner anklagen will. Auf dem Weg zum Gericht begegnet ihm Sokrates, der seinerseits unterwegs ist, um sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, er habe neue Götter eingeführt. Euthyphron bleibt Sokrates die Antwort schuldig, was Frömmigkeit sei. Lange begreift er die Frage nicht einmal: Sokrates sucht nach der Definition oder, wie er es nennt, der Idee von Frömmigkeit. Damit taucht zum ersten Mal in einem Dialog Platons jener Begriff auf, der sein gesamtes Denken durchzieht: die Idee.

Ein Wort, das zu Missverständnissen einlädt. Heute assoziieren wir damit einen Einfall oder eine Phantasie. Platon sucht aber nach einem Kriterium, das ihm ermöglicht zu unterscheiden, ob etwas fromm genannt werden darf. Er spricht auch von einem Paradigma oder Urbild, anhand dessen sich Handlungen beurteilen lassen. Platons Anliegen wirkt naheliegend, doch wer sich auf sein Vorgehen einlässt, handelt sich verborgene Voraussetzungen ein. Was Frömmigkeit bedeutet, kann demnach nicht wechselnden Moden unterworfen sein; Werte sind vielmehr objektiv gegeben. In ihrem Gespräch

gelingt es Sokrates und Euthyphron nicht, zu einer zufriedenstellenden Bestimmung von Frömmigkeit zu finden. Der Priester bricht das Gespräch schließlich verärgert ab.

Raus aus der Höhle

Doch für Platon ist der Ausgangspunkt für weitere Überlegungen gewonnen. Während er sich zunächst an Sokrates' Bestreben orientierte, Definitionen für Tugendbegriffe zu suchen, geht er nun weiter: Woher wissen wir eigentlich, warum wir jemanden als fromm bezeichnen können? Aus der Erfahrung haben wir den Begriff offenbar nicht gewonnen, denn einen perfekt frommen Menschen gibt es nicht. Wenn wir dennoch jemandes Frömmigkeit beurteilen, benötigen wir aber einen vollkommenen Begriff. Platon folgert daraus, dass wir in unserer Seele Urbilder tragen, die wir uns nicht aktiv angeeignet haben. Vielmehr hat die Seele die Urbilder oder Ideen vor der Geburt kennengelernt. Sind wir in unserem Leben etwa mit ungerechtem Verhalten konfrontiert, so erinnern wir uns an das Urbild der Gerechtigkeit. Platon nennt dieses Geschehen Anamnesis, Wiedererinnerung.

Mit seinen Fragen nach den verschiedenen Tugenden will Sokrates in Erfahrung bringen, was gut für uns ist. Was aber ist das Gute selbst? Das zu verstehen und zu erstreben, ist unumgänglich, will man ein gutes Leben führen. Platon wendet sich dem Problem im Dialog „Der Staat“ zu. Seine Enttäuschung über die Politik wird noch einmal greifbar. Eine gute Herrschaft kann nur ausüben, wer um das Gute weiss. Machtbewusste Politiker sind dazu nicht in der Lage, weshalb Philosophen die Polis regieren sollten. Doch was das Gute ist, lässt Platon unbeantwortet und erzählt stattdessen drei Gleichnisse, von denen das Höhlengleichnis das bekannteste ist.

In einer Höhle hocken gefesselte Menschen, den Blick auf die Wand gerichtet. Am Eingang hinter ihrem Rücken brennt ein Feuer. Auf der Wand zeichnen sich Schatten von Gegenständen ab, die hinter den Gefesselten hin und her getragen werden. Weil die Menschen nichts anderes kennen, halten sie die Schatten für die Wirklichkeit. Würde nun einer der Gefangenen ans Tageslicht geführt, wäre er geblendet und verwirrt. Nur unwillig sähe er ein, dass er zuvor in einer Schattenwelt hauste. Zurück in die Höhle zöge es ihn nach dieser Erkenntnis nur noch, um seine Mitgefangenen über ihren Irrtum aufzuklären – woran diese jedoch kein Interesse hätten.

Im Bild der Höhle wird einer der Kerngedanken Platons sichtbar. Wir haben es mit zwei Welten zu tun: mit der unsrigen, in der uns nur Abbilder begegnen, und mit der wahren Wirklichkeit, der Welt der Ideen, nach der zu streben sich lohnt. Nichts anderes tut der philosophierende Mensch. Doch Platon ist pessimistisch, bei den Höhlenbewohnern auf Gehör zu stoßen: Sie wollen in ihrer Scheinwelt verbleiben und den Rückkehrer zuletzt töten – wie einst Sokrates.